

Citation style

Kaiser, Michael: Rezension über: Christian Landrock, Nach dem Kriege. Die Nachkriegszeit des Dreißigjährigen Krieges am Beispiel der kursächsischen Stadt Zwickau, 1645–1670, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2022, in: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF), 51 (2024), 2, S. 388-391, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/1ee1cd4dc2a149c98c05d1a517953bec>



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

schen König zu sichern (39). Dünn wirkt der Faden, den Penman von Gifftheil über Breckling zur Halleschen Ostindienmission spinnt (149–154). Und auch, was Gifftheils Fall zum immerhin titelgebenden Themenkomplex „madness“ in der Frühen Neuzeit beisteuern könnte, bleibt jenseits einiger knapper Andeutungen (10, 32, 51) weitgehend offen.

Den grundlegenden Wert der Studie schmälert dies keineswegs: Mit seiner Untersuchung hat sich Leigh Penman bleibende Verdienste um die Forschung nicht nur zu Friedrich Ludwig Gifftheil, sondern auch zur religiösen Kultur der Frühen Neuzeit erworben.

Lennart Gard, Berlin

Hasselbeck, Johannes, „dan der krig ist ein wüdtentes tihr“. Der Dreißigjährige Krieg und die Bewältigung seiner Folgen in Bamberg 1632–1693 (Stadt und Region in der Vormoderne, 9), Baden-Baden 2021, Ergon, 973 S. / graph. Darst., € 149,00.

Landrock, Christian, Nach dem Kriege. Die Nachkriegszeit des Dreißigjährigen Krieges am Beispiel der kursächsischen Stadt Zwickau, 1645–1670 (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 69), Leipzig 2022, Leipziger Universitätsverlag, 375 S. / Abb., € 55,00.

Die zerstörerische Wucht des Dreißigjährigen Krieges stellt ein klassisches Forschungsthema dar. Wie sich hingegen nach dem Friedensschluss der Wiederaufbau gestaltete, steht immer noch sehr im Schatten des Forschungsinteresses. Zur Frage des Rétablissement bringen nun zwei Qualifikationsschriften wichtige Aufschlüsse. Hasselbeck widmet sich in seiner Bamberger Dissertation eben dieser Stadt, die Zentrum und Residenzstadt des gleichnamigen Hochstifts war, während Landrock in seiner Magdeburger Dissertation die kursächsische Landstadt Zwickau untersucht. Beide Arbeiten stellen also nicht eine Region oder ein ländliches Umfeld, sondern eine Stadt in den Mittelpunkt. Auch wenn in beiden Arbeiten ein ähnliches Untersuchungsfeld im Mittelpunkt steht, zeigen sie jede auf ihre Weise, welche Wege die Erforschung der Nachkriegszeit gehen kann.

Die Studie zu Zwickau ist im Wesentlichen kulturgeschichtlich angelegt, wobei vor allem eine akteurszentrierte Perspektive verfolgt wird (Landrock, 86–91). Wenn der Autor Bemühungen um den Wiederaufbau eben nicht nur auf der landesherrlichen Ebene, sondern auch beim Rat der Stadt und den Bürgern selbst verortet, beschreibt er zwangsläufig Interaktionen zwischen der Obrigkeits- und Untertanenebene. Dieses Changieren der akteursorientierten Perspektive ist möglich aufgrund der unterschiedlichen Quellentypen, die für diese Studien ausgewertet wurden. Diese reichen von seriellen Quellen amtlicher Provenienz (Kurfürstentum und Stadt) bis hin zu Zeugnissen, die individualhistorische Sichtweisen vermitteln.

Der Berichtszeitraum setzt um 1645 ein, als Kursachsen mit dem Waffenstillstand von Kötzschbroda faktisch als Kriegspartei ausschied, und reicht bis 1670. Eingangs werden die obrigkeitlichen Initiativen geschildert, die den Wiederaufbau erleichtern und befördern sollten. Ziele waren vor allem die verbindliche Regelung der Besitzverhältnisse und Maßnahmen zur Entschuldung. Gerade Letzteres erwies sich allerdings als schwierig, denn die Bemühungen des Rats um Steuererleichterungen stießen auf Vorbehalte des Landesherrn, der primär die Sanierung des Staatshaushalts anstrebte und den eigenen unstillbaren Finanzbedarf zu decken suchte.

Wenig Erfolg hatte die Stadt auch bei dem Bemühen, das Privileg des Bierbrauens im Umland wieder in Kraft zu setzen. Gewaltsame Streifaktionen Zwickauer Kommandos, sogenannte „Bierausfälle“, hatten kaum Effekt, erschienen der Landbevölkerung aber wie ein Rückfall in überkommen geglaubte Kriegszeiten. Am Ende versuchte die Stadt, die Qualität des eigenen Biers zu heben und auf diesem Weg das städtische Privileg zu stärken. Eine neue Policeyordnung

sollte helfen, in Zwickau die alte Ordnung wiederherzustellen. Diese restaurativen Bestrebungen im Sinne der ständischen Ordnung regulierten vor allem die klassischen Konflikte um Gewalt, Ehre oder Konsumtionsverhalten (Luxus). Nur zwei Maßnahmen rekurrten auf Missstände, die von den Kriegszeiten herrührten: zum einen die neu betonte Gültigkeit der Zwickauer Maßeinheiten, die weitgehend eingehalten wurden, und zum anderen das Verbot des Tabaks, ein Überbleibsel der soldatischen Besatzung, das sich nicht durchsetzen ließ. Eine Krise erlebte in Zwickau schließlich auch das Tuchmachhandwerk, das unter der Konkurrenz auf dem Land, dem Schwarzhandel und einer sinkenden Produktqualität litt. Der Versuch des Stadtrats, die ständische Abgeschlossenheit der Tuchmacherinnung aufzubrechen, führte zu sozialen Unruhen. Dabei unterstützte sogar die Ritterschaft den Vorstoß des Rats mit Verweis auf die Niederlande und Frankreich, wo es keine Innungen gebe, was der Qualität des Handwerks zugutekomme (Landrock, 183).

Ein großes Thema war der Zuzug in die Stadt, denn Zwickau hatte erhebliche Bevölkerungseinbußen zu verzeichnen. Selbst Anfang der 1660er Jahre hatte die Stadt nur ein gutes Drittel der 6.000 Bewohner, die sie vor Kriegsbeginn gezählt hatte (Landrock, 192). Die meisten Zuwanderer kamen direkt aus der näheren Umgebung; dies war noch Teil der üblichen Stadt-Land-Migration. Wirklich landfremde Migranten gab es aber auch, unter ihnen vor allem Glaubensflüchtlinge aus Böhmen. Zunächst durchaus vom Landesherrn gewollt und gefördert, kam aus Dresden später ein Verbot der Aufnahme böhmischer Auswanderer, da Kursachsen ein gutes Verhältnis zum Kaiserhof anstrebte (Landrock, 227). Ein besonderes Augenmerk richtet sich auf die Ansiedlung abgedankter Soldaten, von denen 76 Personen nachweisbar sind. Ob sie mit Familienangehörigen nach Zwickau kamen, ist schwer feststellbar. Die vielen verschiedenen Söldnertypen, die Landrock unterscheidet, verweisen eher auf eine große Bandbreite denn auf ein bestimmtes Muster (Landrock, 300–304).

In einem letzten Schritt sucht die Studie nach einer mentalitätsgeschichtlichen Annäherung, um zu zeigen, welche Bewältigungsstrategien sich für Zwickau zeigen lassen. Die Strategie „Vergeben und Vergessen“ spielte zwar eine Rolle, doch vielfältige Rückbezüge auf die Kriegszeit, die durchaus erklärend oder auch legitimatorisch vorgebracht wurden, zeigen eine lebendige Erinnerung (Landrock, 322). Die Stadt selbst vermied ungeachtet der Schäden und drückenden Probleme ein Niedergangsnarrativ, propagierte vielmehr die Wiederherstellung der vorherigen Verhältnisse.

Anhand dieser verschiedenen Aspekte kommt der Autor hinsichtlich der Frage nach dem Wiederaufbau nach Kriegsende gleichwohl zu einem nur verhalten positiven Befund. Die Rahmenbedingungen, vor allem von landesherrlicher Seite, behinderten eine echte Gesundung, so dass die Nachkriegszeit in Zwickau im Resümee als eine „Phase der Stagnation“ erscheint (Landrock, 350).

Die Studie zu Bamberg versteht sich sowohl als regionaler Beitrag zur Erforschung des Dreißigjährigen Krieges wie auch als stadtgeschichtliche Arbeit. Konkretisiert wird dieser Ansatz anhand der Themenfelder Politik und Verwaltung, Finanzwesen, Militär, Bauwesen, Wirtschaft und Demographie, also „klassische Aspekte“ (Hasselbeck, 52) in diesem Kontext. Der Berichtszeitraum definiert die Nachkriegszeit von 1650, dem Abzug des Militärs, bis zum Herrschaftsantritt des Fürstbischofs Schönborn im Jahre 1693. Allerdings bezieht die Studie die Kriegszeit, die mit der Einnahme und Besetzung im Schwedenkrieg 1632 begann, ausdrücklich mit ein, ja legt aufgrund der besseren Quellsituation hier sogar den Schwerpunkt der Untersuchung (Hasselbeck, 55).

Besonders mit der Besetzung Bambergs im Jahre 1632 kamen neue Herausforderungen auf den Stadtrat zu. Die hochstädtische Regierung war geflohen, so dass sich der Rat, selbst durch Flucht und Tod dezimiert, mit immer neuen Aufgaben konfrontiert sah. Das hier deutlich zutage tretende Übermaß an Aufgaben, insbesondere bei der Vermittlung zwischen Bevölkerung und Militär, ließ den Rat vor einer Kompetenzerweiterung gegenüber dem Domkapitel zurückschre-

cken (Hasselbeck, 179). In der Nachkriegszeit vermochte es der Landesherr sogar, weitreichende Eingriffe in die Praxis der Ratswahl sowie die zu Kriegszeiten weitgehend unabhängige Finanzverwaltung vorzunehmen. Im Zusammenspiel mit dem Domkapitel gelang es aber, eine gewisse kommunale Eigenständigkeit zu wahren.

Der Krieg brachte auch den Zusammenbruch des etablierten Steuersystems, weil das sogenannte „Wohengeld“ als direkte Steuer und wichtigste Einnahmequelle ausfiel. An diese Stelle rückten Kontributionen, also eigentlich Leistungen für das Militär, die zunächst dem Landesherrn zustanden. Bemerkenswerterweise gelang es aber dem Stadtrat, auch für städtische Belange Kontributionen einzunehmen, so dass sich der Rat durchaus finanzielle Spielräume bewahrte (Hasselbeck, 277–279). Nach dem Krieg scheiterte der Versuch, das alte Steuersystem mit dem Wohengeld wieder einzuführen, allerdings blieb das sogenannte „Extrageld“ als indirekte Steuer aus der Kriegszeit erhalten.

Bamberg hatte zwar eigene militärische Strukturen, doch die Miliz blieb letztlich bedeutungslos. Das Militär der anderen Kriegsparteien stellte wie üblich eine große Belastung dar, was sich nicht nur finanziell bemerkbar machte, sondern gerade durch Einquartierungen zu großen sozialen Spannungen führte. Bezeichnenderweise war im Sommer 1635 die angekündigte Ankunft neuer Einheiten Auslöser für einen Aufstand der Bürger (Hasselbeck, 129–131). Doch insgesamt zeigt sich, dass Bamberg abgesehen von einzelnen Vorfällen von spektakulären Ausschreitungen des Militärs verschont blieb.

Der Krieg wirkte sich auch auf die Bausubstanz aus. Wohnraum und städtische Infrastruktur wurden durch Kriegseinwirkungen zerstört; auch der Leerstand infolge des Bevölkerungsrückgangs beförderte den Verfall. Vorsichtige Schätzungen gehen hinsichtlich der Bausubstanz von 40 Prozent Verlust aus (Hasselbeck, 436). Der Preisverfall bei Immobilien ließ Adlige, aber auch hohe Beamte, Stadträte und Offiziere zu den Profiteuren der Misere werden (Hasselbeck, 450 f.). Nach dem Krieg erschwerten hohe Baukosten bei allgemeiner Geldknappheit den Wiederaufbau; erst in den 1680er Jahren waren diese Kriegsfolgen wirklich überwunden. Dazu trug auch die mangelnde Nachfrage nach Wohnraum bei: Die Bevölkerungsentwicklung in Bamberg war kritisch; die Einwohnerzahl hatte sich bei Kriegsende um gut die Hälfte reduziert (sehr differenziert Hasselbeck, 514–524). Die fatale Kombination von direkten Kriegseinwirkungen, Hunger und Seuchen fiel nach dem Krieg weg, und so stabilisierte sich die Einwohnerzahl nach dem Krieg relativ schnell. Allerdings stagnierte die Entwicklung bis in die 1680er Jahre – offenbar auch politisch gewollt –, erst danach stiegen die Zahlen deutlicher. Neben der Geburtenrate spielte auch Zuzug aus der regionalen Umgebung eine Rolle; Soldaten lassen sich als Neubürger dabei nur schwer nachweisen (Hasselbeck, 850–853).

Wirtschaftlich brachte der Krieg allen Bambergern große Vermögensverluste. Bemerkenswerterweise begann der Rat schon zu Kriegszeiten, Kompensationen für Einbußen zu organisieren, meist finanzieller Art (Hasselbeck, 544–561). Allgemein katastrophal für die Lebensmittelversorgung erwies sich in den 1630er Jahren die Kombination aus Kriegsereignissen mit den verschärften klimatischen Auswirkungen der Kleinen Eiszeit. Auch der Handel litt in dieser Zeit. In den 1640er Jahren griff man dann aus purer Not auf einen pragmatischen Ansatz zurück, der vorsah, dass alle Kriegsparteien miteinander kooperierten (Hasselbeck, 591); auch Soldaten selbst handelten mit den Bürgern (Hasselbeck, 600–609). Das öffentliche und private Kreditwesen geriet im Krieg ebenso unter Druck. Hier reagierte man aber offenbar sehr flexibel, auch wenn insgesamt viele Vorgänge nur schwer rekonstruierbar sind.

Das Fazit der Studie bleibt jedoch eindeutig: Der Krieg brachte allen Bambergern hohe Verluste, vielfach auch Verarmung. Die Erholung gestaltete sich langwierig, je nach Bereich gelang sie erst zum Ende des 17. Jahrhunderts (Hasselbeck 647–649 und 879–883).

Die beiden Studien sind nicht dazu angetan, den einen Ansatz gegen den anderen auszuspielen. Denn beide Werke bilden vielmehr die jeweilige Geschichte einer Stadt ab, wie sie sich in

ihren Besonderheiten spiegelt. Beide Autoren können sich auf eine gute Quellenbasis stützen, und doch müssen beide an einigen Stellen Lücken in der städtischen Überlieferung konstatieren. Dabei ist beiden Arbeiten ein enormer Aufwand zu attestieren, im Zuge dessen höchst unterschiedliche und umfängliche Bestände vornehmlich, aber nicht ausschließlich städtischer Provenienz ausgewertet wurden. Dies gilt vor allem für Bamberg, was auch daran liegt, dass Hasselbeck zur Untersuchung der Kriegsbewältigung auch die Kriegsphase selbst einbezogen hat; Landrocks Analyse dagegen setzt erst mit dem (kursächsischen) Kriegsende ein. Der frühe Beginn der Untersuchung für Bamberg, also schon 1632, ist durchaus plausibel, da viele Bewältigungsstrategien Maßnahmen fortführten, die bereits zu Kriegszeiten implementiert worden waren. Man könnte auch sagen, dass die Reaktion auf Kriegsschäden in vielem schon unmittelbar im Krieg erfolgte. Während Hasselbeck auf diese Weise sehr plausibel die Zäsur des Friedensschlusses nivelliert, definiert Landrock genauer den Begriff „Nachkriegszeit“ (Landrock, 60–86 und 342). Die Konzeptualisierung dieses Terminus für die Epoche des Dreißigjährigen Krieges schließt durchaus eine Lücke in der Forschung.

Thematisch bieten beide Studien eine Fülle von Vergleichsmerkmalen. Hervorgehoben seien nur die Beobachtungen zur Zuwanderung, denn sowohl für Bamberg als auch für Zwickau zeigt sich, dass vor allem aus der näheren Region Menschen in die Stadt zogen. Sehr viel weniger häufig war der Zuzug aus entfernteren Landen, und auch die Frage, ob sich abgedankte Soldaten um die Aufnahme in die Bürgerschaft bemühten, wird ähnlich beantwortet. Denn offenbar waren es in beiden Städten nur recht wenige, wobei vielfach die Schwierigkeit besteht, Neubürger als ehemalige Söldner zu identifizieren. Ein Alleinstellungsmerkmal für die Bamberger Untersuchung ist der Blick auf das Bauwesen und den Wiederaufbau, zumal hier nicht nur Wohnhäuser, sondern auch städtische Infrastrukturbauten miteinbezogen werden. Für Zwickau ist der mentalitätshistorische Ansatz hervorzuheben, der die „geistige Auseinandersetzung“ mit dem Krieg zu ergründen sucht (Landrock, 305).

Bei allen Unterschieden kommen beide Studien zu dem Ergebnis, dass nach dem Krieg keineswegs unmittelbar ein Aufschwung einsetzte. Der Wiederaufbau war beschwerlich und benötigte Zeit; Stagnation ist das Stichwort beider Studien (Hasselbeck, 881; Landrock, 350). Der Erkenntnisgewinn und die Impulse, die von beiden Arbeiten ausgehen, sind nicht zu unterschätzen. Denn beide konturieren ein Forschungsfeld, das noch vieler weiterer Anstrengungen bedarf.

Michael Kaiser, Bonn

Niggemann, Ulrich (Hrsg.), *Oliver Cromwell und das Commonwealth. Staatsverständnisse zwischen Revolution und hergebrachter Ordnung* (Staatsverständnisse, 169), Baden-Baden 2022, Nomos, 249 S., € 54,00.

Den unvermeidlichen Zeitströmungen von Wissenschaftsschulen und unterschiedlichen methodischen Schwerpunktsetzungen folgend, standen und stehen im Laufe der Historiographie fast natürlicherweise zu verschiedenen Zeiten verschiedene Inhalte und Phänomene im Mittelpunkt. So banal diese Beobachtung auf den ersten Blick erscheinen mag, so auffallend und vielleicht sogar überraschend ist die Erkenntnis, gewisse Sujets ausmachen zu können, die anscheinend zu keiner Zeit größere Aufmerksamkeit erregen konnten, von Popularität ganz zu schweigen.

Hierzu zählt zweifellos die Epoche des englischen Commonwealth – nicht jene der Konzeption eines postimperialen transnationalen Staatesgebildes, sondern jene des Commonwealth in der spezifischen Ausprägung einer eigenen Staatsform unter Oliver Cromwell in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Trotz der angeblichen und heute noch in Lexika und Ähnlichem beschworenen Vorbildfunktion und Signalwirkung dieser königslosen Zeit, vermag